

# Der Zölibat des Weltpriesters im heutigen Gespräch

## Ein offener Brief

Karl Rahner, München

Lieber Mitbruder,

es war eine große Freude für mich, durch Ihren Brief etwas von einem alten, unvergessenen Schüler hören zu dürfen. Ich danke herzlich für diesen Brief, vor allem weil Sie mir in Ihren Fragen und Nöten Vertrauen schenken wie in früheren Tagen. Sie legen mir damit auch eine Last auf. Aber so ist es im Leben: Einer trage des anderen Last. Das gilt ja gegenseitig. Auch wenn man es nicht immer in gleicher Weise greifen kann, so ist es doch wahr: Jeder ist auch der Getragene. Vielleicht wird er getragen durch das schweigende, tapfere Leben, in dem ein anderer die Last seines Lebens annimmt und trägt. Sie schreiben in Ihrem Brief vor allem von der Frage des Zölibats. Sie sagen, daß dieses Problem nach Jahren selbstverständlichen Einverstandenseins mit dieser Lebensgestalt neu und bedrängend aufgestanden sei, von innen und von außen. Das wundert mich nicht. Mit echten Lebensfragen wird man nie endgültig „fertig“, in immer wieder überraschender Weise wird ständig neu gefragt. Dazu kommt seit dem Konzil die allgemeine, öffentliche und private Diskussion über das Wesen des Priestertums im allgemeinen und über den Zölibat im besonderen. Von innen und außen geraten wir in Bedrängnis. Warum sollen wir es uns nicht eingestehen? Wir haben doch keinen Grund, vor uns und vor den Menschen so zu tun, als ob bei uns immer alles klar und in beruhigt-fester Ordnung sei, als ob unser Leben nur in unserer eigenen Verfügung stünde.

Ich will gleich *medias in res* gehen. Ich weiß, daß Sie mir so zu reden erlauben, daß ich nicht viele Umstände machen muß. Wir wollen miteinander sprechen wie nüchterne Männer, die das Leben kennen, hoffentlich aber auch etwas vom *ganzen* Leben erfahren haben. Dieses besteht ja nicht nur aus Alltäglichkeit und – Sexus. Auch Verantwortung, Geheimnis, angenommener Schmerz und Verzicht (wie immer auch seine Gestalt sei) gehören dazu. Wer das nicht ernsthaft und in der Tat des eigenen Lebens begreift und ergreift, mit dem zu reden hat von vornherein keinen Sinn. Der Zölibat ist eine so umfassende und zentrale Tat des Lebens, daß dieses Thema ebenso weit und geheimnisvoll ist wie der Mensch und das Leben selbst. Darum weiß ich – halb verzweifelt –, daß man tausend-

derlei darüber sagen kann und unter dem Zwang der Auswahl vielleicht gerade an dem vorbeigeredet hat, was man dem bestimmten anderen sagen müßte, auf den hin man redet. In Gottes Namen, dieses Risiko muß man auf sich nehmen. Aber *Sie* können es vermindern, wenn *Sie* mit Geduld zuhören und die Anstrengung des Verstehenwollens nicht scheuen. Vielleicht verwandelt sich das von mir Gesagte auf diese Weise geheimnisvoll in das, was *Sie* hören müssen; vielleicht sagen *Sie* sich so selbst, was zu sagen ist, und der Brief hat dann vielleicht das Glück, dazu wenigstens ein Anlaß gewesen zu sein.

Es ist klar, daß ich nicht von allem reden kann, was in einer Abhandlung zum Zölibat gesagt werden müßte. Ich will ja keine Abhandlung schreiben. Ich spreche also z. B. nicht von der Frage, was die Kirche tun solle, wenn ein Priester zu ihr kommt und um eine Entlastung von seiner Verpflichtung mit guten – oder schlechten – Gründen bittet. Möge die Kirche in solchen Fällen ruhig großzügig sein. Es ist zwar eine große Täuschung und ganz gegen den Geist einer über allen Legalismus erhabenen individuellen Verantwortung (den man ja sonst heute so oft beschwört!), wenn ein Priester meint, es sei dann alles „in Ordnung“, wenn ihn die Kirche aus seiner Verpflichtung entläßt. Es gibt eine Verantwortung vor Gott, die selbst die Kirche keinem abnehmen kann. Aber, wie gesagt, ich bin für eine wirkliche Großzügigkeit der Kirche. Ich will mich auch nicht lange darüber auslassen, daß ich es für eine feige und sinnlose Flucht halte, wenn man heute so gern mit melodramatisch vibrierender Stimme die Nöte, die Qualen, das Unglücklich- und das Frustriertsein vieler Priester bejammert.

Lassen *Sie* sich dadurch nicht verwirren und täuschen. Denn solche Situationen sind ja nicht einfach neutral gegebene Tatsachen, sondern sehr oft – ich sage nicht: immer! – Fakten, die die Folge, nicht aber die Voraussetzung einer zu verantwortenden Entscheidung sind. Dies kann freilich stillschweigend und unreflex geschehen: durch Abfall von einem entschlossenen Willen zum wirklich vollzogenen Glauben, zu Opfer, Verzicht, Gebet und auch zu einem Nein gegenüber dem hungrigen Verlangen nach greifbarem Glück. (Ich höre das entrüstete Gelächter vieler Psychologen und Psychoanalytiker – nicht aller! – wenn sie die Worte „Wille“, „Entscheidung“ usw. hören. Aber ich bleibe dabei und verzichte nicht minder entschieden darauf, das hier näher zu begründen.)

Auch mich quält bis zur Verzweiflung die Lebensnot vieler Priester, aber sie kann mich darum allein nicht von meiner letzten Haltung abbringen, eben weil sie zum Leben gehört. Das Leben ist eine unbegreifliche Sache; fast jeder Beruf wird zur harten Pflicht, tapfer in der Routine des Alltags auszuhalten; alles wird unaufhaltsam vom Staub des Alltags bedeckt;

Ehen veröden oder endigen im Ehebruch; man hat Krebs; man stirbt – bis zum elenden Tod in den Drecklöchern Vietnams. Und da kommen die Anwälte für eine Freigabe des Zölibats und tun so, als ob diese die Tore des Paradieses öffnen würde für die armen Geistlichen, die nur von einem antiquierten Kirchengesetz widernatürlich an ihrem Glück und an der Entfaltung ihrer „Persönlichkeit“ gehindert werden. Welche Simplifizierung! Natürlich gibt es genügend Kleriker, die aus dem Zölibat Lieblosigkeit, Philistertum, Egoismus und weiß Gott welche anderen Laster machen, die viel schlimmer sind oder sein können als alle bittere Lust des „Fleisches“, mit der sich ein im Grunde Verzweifelter ein wenig zu trösten versucht. Aber was beweist das? Sind nicht alle wirklich großen Dinge selten, immer die noch unerfüllte Aufgabe? Ist es in der Ehe anders? Müssen wir nicht, so gerecht gemessen werden soll, einen in der Kraft der Entscheidung aus Gnade *geglückten* Zölibat mit einer *geglückten* Ehe vergleichen und eine *alltäglich* gewordene Ehe, die in eintöniger Öde versandet, mit dem Zölibat, wie er nur zu oft gelebt wird? Woher weiß einer so ganz sicher, daß ein Priester in der Ehe mehr an Menschlichkeit fertig brächte, wenn er in seinem Zölibat versagt? Wie mir das ständige Geschrei nach „Glück“ zuwider ist, dieses Sichselbstbemitleiden, die kurzsichtige Meinung, es gäbe hier in dieser Welt ein anderes „Glück“ als innerhalb der gelassenen Geduld darüber, daß jede Symphonie unvollendet bleibt! Auch und gerade die „glückliche“ Ehe ruht auf den gegenseitig verschwiegenen Fundamenten der Einsamkeit und des Verzichtes. Wer seinen Zölibat zur Tat der selbstlosen Liebe macht – und das ist in Gottes erlösender Gnade möglich –, der ist ebenso glücklich, wie man es in der Ehe sein kann, der findet jene „vollkommene Freude“, die der hat, der gelassen zu weinen versteht.

Das alles ist noch Einleitung. Ich komme zur Sache selbst. Es widersteht mir – selbst Ihnen gegenüber – von mir persönlich zu reden. Was würde es auch nützen, wenn ich versichern würde, ich sei weder physisch noch psychisch ein Eunuch, sondern ein Mann, mir sei vielleicht auch eine Frau begegnet, die die Gefährtin ehelicher Gemeinschaft auf ein Leben *hätte* werden können? Was hat es für einen Sinn, davon zu reden? Die Gegner des Zölibats gehen ja doch von der vorgefaßten Meinung oder von der Erfahrung aus, die *sie* gemacht haben – als ob es einfach *die* Erfahrung schlechthin sei –, daß nämlich jeder Verzicht auf die Ehe Zeichen einer Abnormität sei, irgendwie Symptom eines physischen oder psychischen Defekts, Beweis für Verderbnis von Geburt aus, durch das eigene Lebensschicksal oder durch die Lehre und Praxis der Kirche. Sie haben bei aller grundsätzlichen Blindheit nicht einmal *ganz* unrecht. Jeder lebt in seinen Entscheidungen konkret aus einem *Knäuel* von Antrieben und unreflek-

tierten Motiven. Ich brächte es auch bei mir selbst mit Leichtigkeit fertig, solche zu entdecken, die meinen Zölibat sehr problematisch erscheinen ließen. Ich brauche sie jetzt nicht aufzuzählen. Aber die Frage an die tief-sinnigen Psychoanalytiker bliebe dann doch noch, ob sie das wirklich tragende, das entscheidende Motiv sehen, entdecken und zugeben können, freilich eines, das man jeden Tag selber neu annehmen und realisieren muß, ohne das der beobachtete Zölibat pervertiert wird. Ich habe selten einen Demütigen gesehen, der nicht allen Grund dazu hatte. Aber auch unter solchen gibt es echte Demütige. Als junger Priester, vor mehr als 30 Jahren, konnte ich einmal einem jungen Priester (der homosexuelle Tendenzen in sich entdeckt hatte) sein Mißtrauen gegen die Echtheit seines Zölibats ausreden. Es heiraten auch Kontaktschwache, Lesbische, Egoisten, Spießbürger; damit ist über die letzte Qualität ihrer Ehe noch längst nichts entschieden, sondern nur eine Gefahr und eine Aufgabe angezeigt. Dasselbe gilt auch für den Ehelosen. Die Gefahrenbereiche sind nicht schon dadurch überwunden und die Aufgabe ist nicht damit bewältigt, daß er heiratet. Und mancher Priester, der in die Ehe flüchtete, merkt nun auf einmal, daß er jetzt die Tugenden üben muß, soll seine Ehe nicht scheitern, mit denen er auch seinen Zölibat zu einem menschlich sinnvollen Leben hätte machen können. Ich möchte auch nicht lang darüber reden, daß echter Zölibat – trotz aller Fehlformen, die uns nur zu oft vorexerziert werden – nichts mit eunuchenhafter Geschlechtslosigkeit zu tun hat, sondern nur möglich ist in einem echten Verhältnis der Geschlechter zueinander, in dem man sich selbst als Mann und die Frau als Frau erkennt. Was daraus sich ergibt, davon möchte ich nachher noch ganz kurz etwas sagen.

Kennen Sie Marc Oraison? Ich denke, der Name sagt Ihnen etwas. Kürzlich erschien von ihm ein Buch über den Zölibat (*Le Célibat*, Paris 1966). Er ist ein unverdächtiger Zeuge. Für manche von Euch Jungen vielleicht schon darum, weil Rom nicht ganz sanft mit ihm umgegangen ist, vielleicht auch, weil er gewiß nicht als frommes, tumbes Kind von einer zu frommen Mutter an der Pforte des Klerikalseminars abgeliefert worden ist. Nun, dieser der Freudschen Schule anhängende Psychoanalytiker und spät Priester gewordene Mann sagt unumwunden, daß der Verzicht auf die Ehe eine echte Möglichkeit ist, die die richtig verstandene „Natur“ des Menschen diesem ebenso anbietet, wie die Ehe. Ich meine, er hat recht. Alles andere ist Gerede. Menschliche Sexualität ist im tiefsten nicht eine fixe Tatsache, sondern eine Aufgabe, eine Frage, eine Chance, ein unheimliches Rätsel. Es nützt gewiß nichts, dieser Frage und Aufgabe davonzulaufen, selbst wenn das nur allzu oft die Methode der alten Aszese war, die Tabuangst und Verdrängung einimpfte, anstatt Verzicht zu lehren. Die Herausforderung und Aufgabe des Geschlechtlichen aber kann

auch sinnvoll mit einem Verzicht beantwortet werden, jedenfalls vom Christen und vom Priester, von dem, der weiß, was mit „Verzicht“ gemeint ist. Es gibt keine menschliche Freiheit ohne Entscheidung. Diese bedeutet aber Verzicht auf andere Möglichkeiten *zugunsten des Begrenzten*, das aber so – durch die Wahl – zu einer echten Wirklichkeit des Lebens wird und als solche sogar besser ein positives Verhältnis zum geopferten Möglichen gewährt, als es dem gegeben ist, der „alles“ haben will, sich deswegen nie *ent-scheidet* und so nichts *wirklich* ergreift. Auf die Gründe komme ich zurück.

Ihr jungen Leute ruft heute energisch nach der Schrift. Schön und gut. Es ist wunderbar, daß das Wort der Schrift Euch heute mehr gilt als ein Satz aus einem staubigen Schulbuch der Scholastiker, als die säuerliche Rede eines dünnen und menschlich unterernährten Aszeten oder sogar mehr als eine päpstliche Enzyklika. Aber kann *ich* nicht mehr lesen oder können es manche junge Geistlichen nicht mehr? Im Neuen Testament ist der Verzicht auf die Ehe bezeugt als echte, hohe und heilige Möglichkeit des christlichen Daseins. Gewiß nur für solche, die es fassen können. Aber man muß es auch fassen *wollen*; es ist nicht für die Eunuchen gesagt, was da steht. Aber schon kommen die dreimal Gescheiterten, die das kritische Instrumentarium der modernen Exegese handhaben zu können glauben: „Das ist zeitbedingt!“ „Das ist Dualismus!“ „Das hat der wirkliche Jesus selber nicht gesagt!“ Man ruft nach „Formgeschichte“ usf. und möchte die „Rejudaisierung“ oder „Hellenisierung“ Jesu ausmerzen. Solche Leute nehmen die Schrift nur dann ernst, wenn es ihnen paßt; andernfalls ist ihnen die Schrift wie eine Wachsnase, die sie nach jeder Richtung drehen können. Selbst wenn man einkalkuliert, daß auch in der Schrift in diesem Fall das eigentlich „Gemeinte“ unter bestimmten Vorstellungsmodellen, in geschichtlich und soziologisch bedingten Situationen, unter nie ganz reflex verarbeiteten Voraussetzungen ergriffen wird, die nicht mehr einfach die unseren heute sind, – was beweist das *gegen* die Ehelosigkeit „um des Himmelreiches willen“, die die Schrift eben doch „meint“? Selbst wenn ein gewisser „Dualismus“ den latenten Hintergrund gebildet hätte, steckt nicht auch in ihm eine Menschheitserfahrung, die nur Oberflächliche billig ganz beiseite schieben? Ist das Gemeinte selbst von diesem „Dualismus“ abhängig, weil dieser die Situation war, in der das Gemeinte (von dem ich noch schreiben muß) zuerst deutlich ergriffen werden konnte (aber eben um gehalten werden zu können)? Nein, es bleibt dabei: Die Schrift weiß als Gottes Wort mitten im Menschenwort, daß der Zölibat eine echte Möglichkeit des christlichen Daseinsvollzugs ist.

Vergessen Sie auch folgende lebensentscheidende Binsenwahrheit nicht: Man lebt nur einmal das Leben, das zwar immer viele Möglichkeiten an-

bietet, von denen aber nur eine tatsächlich gelebt werden kann. Man steigt nur einmal an derselben Stelle in den Fluß des Lebens. Man kann nicht selbst alles ausprobieren. Man kann im letzten Verstand das Leben nicht zuerst probeweise als vorläufiges Experiment in seinen gegensätzlichen Möglichkeiten leben und danach dann das Richtige, das einem selbst Gemäße nochmals eigens leben. Man erfährt vieles in seinem wahren vollen Wesen nur, wenn man das andere Gegensätzliche wirklich läßt und nicht auch „erfahren“ will. In der konkreten Entscheidungssituation daran zu glauben, kann bis zum tödlichen Entsetzen schwer sein. Aber es ist doch so. Nicht bloß in der allgemeinen menschlichen Erfahrung; die christliche Erfahrung ist noch mehr von dieser Wahrheit unseres Daseins durchdrungen und gezeichnet. Man hat erst *erfahren*, daß der Zölibat sinnvoll ist, eine heilige Weise und Gestalt des christlichen Glaubens an die Erfüllung des Daseins, die Gott ist, wenn man ihn faktisch gelebt hat. Darum glaubt man *vorher* dem Evangelium und lebt einmal, tollkühn tapfer glaubend, daß das Evangelium weiß, was wirklich sinnvoll ist. Muß ein Christ sich schämen, sich so auf das Evangelium einzulassen und darum zu glauben, daß das Wort Gottes rechtbehalten wird, wenn man am Ende ankommt und nur das eine „ausprobiert“ hat? Lassen Sie mich das einmal ganz offen und fast brutal auf unsere Frage hin formulieren – die Menschen reden heute ja sehr offen von diesen Dingen: Man muß doch auch nicht in jedem Bett gelegen sein (bitte: jedes ist einmalig!), um mit Wissen und Willen, in männlichem Entschluß nicht mehr hineinzukriechen. Ich schäme mich des Evangeliums nicht. Und schließlich weiß der wahrhaftig geleistete Verzicht soviel wie die Erfahrung dessen, worauf einer verzichtet. Oder, wenn das besser einleuchtet: Man hat eine Erfahrung gemacht, die ebenso groß ist wie die Erfahrung, auf die man verzichtet hat. Man kann sich dem Evangelium nur dann gelassen anvertrauen, wenn man als Mensch weiß und auch realisiert, daß man *wählen* muß. Der Christ weiß außerdem, daß es in der Kirche *verschiedene* Gnaden und Berufungen gibt. Man wertet die Ehe nicht ab, wenn man den Zölibat als christliche Möglichkeit im Evangelium erfährt und sich dazu berufen weiß. Nur *der* Zölibatär hat seine Berufung verstanden, der sich freuen kann an einem jungen Paar, das sich gefunden hat. Das ewige gegenseitige Vorrechnen der eigenen Vorzüge zwischen Ehe und Zölibat ist eine langweilige, unfruchtbare Geschichte, die auf beiden Seiten eine seltsame Unsicherheit verraten kann. (Ich werde immer auch etwas mißtrauisch, wenn ein Verheirateter gar zu lautstark das Glück, die Erfüllung seiner Ehe und der Ehe überhaupt preist, und denke manchmal: Offenbar hat er es nötig.) Nur wer begreift, daß keine Berufung für sich allein sich absolut setzen darf, *keine* es dadurch sich leicht machen darf, daß sie eine andere negiert, nur wer begreift, daß im

Leben das *Bedingte* (das als solches *erkannte Bedingte*) *unbedingt* getan werden muß, kann sich dem Evangelium in dieser Sache anvertrauen.

Ja aber, so klagt man, die Kirche habe im priesterlichen Zölibat aus dem freien Charisma eine Zwangsinstitution gemacht, Berufung zum Priestertum und Berufung zur Ehelosigkeit „um des Himmelreiches willen“ sei nicht dasselbe, und man könne mit 25 Jahren nicht wissen, ob man zum Zölibat berufen sei. Nun, zunächst einmal: Warum soll die lateinische Kirche nicht bloß jenen ihr Amtspriestertum geben dürfen, die ihr sagen, sie hätten diese Berufung zum Zölibat vernommen? Ich werde noch gegen Schluß etwas dazu sagen. Die beiden Berufungen haben, so sehr sie zu unterscheiden sind, doch miteinander etwas zu tun (auch wenn man alle Vorstellungen von „kultischer Reinheit“ usw. eliminiert), so daß eine solche Verbindung nicht als Willkür hingestellt werden darf. Es ist zwar klar: *Wenn* die Kirche faktisch überall oder in bestimmten Gebieten einen genügend zahlreichen Klerus *nicht* finden kann, außer sie verzichte auf den Zölibat, dann *muß* sie darauf verzichten, denn die Pflicht, für einen genügenden Seelsorgsklerus zu sorgen, geht *vor* der Möglichkeit und dem an sich legitimen Wunsch, einen zölibatären Klerus zu haben. Aber es ist nicht so leicht zu sagen, welche Zahl an Priestern tatsächlich notwendig ist. Oder wissen Sie das so genau? Wissen Sie es in einer Zeit, in der man sieht, daß man faktisch auf jeden Fall (mit oder ohne Zölibat) von einer „Volkskirche“ zu einer „Gemeindekirche“ der frei Glaubenden kommen wird, daß Funktionen, die bisher der Klerus in der Kirche ausübte, zu einem guten Teil den Laien anvertraut werden können, ja sollen?

Ist der Zölibat eine legalistische Zwangsinstitution, weil er, einmal frei angenommen, auch eine sittliche Verpflichtung ist, solange einer im lateinischen Priestertum bleiben will? Dann ist auch die frei übernommene Ehe, so wie sie christlich verstanden wird, eine legalistische Zwangsinstitution – gemessen an dem reinen, unverfügbaren „Wunder“ personaler Liebe. Nein, zum Leben selbst gehört Entscheidung zu Wegen, die man nie mehr in umgekehrter Richtung gehen kann, und das große Wunder enthusiastischer, gnadenhafter Freiheit kommt nur zu seiner eigenen Vollendung in der nüchternen Gestalt der Pflicht, der Treue und des Aushaltens bis zum Ende. Was man als Gnade empfangt, muß immer nochmals als Treue erworben werden, so wie auch der Trieb der Geschlechter zueinander erst Liebe werden muß, die ohne Treue, ja ohne *mühsam erkämpfte* Treue eben keine ist. Ja aber, sagt man, mit 25 Jahren kann man nicht wissen, was man im Zölibat auf sich nimmt. Hier liegt gewiß eine schwierige Frage verborgen. Es gibt auch da keine Rezepte, die die Härte des Lebens und seine Tragik zum Verschwinden bringen. Es mag sein, daß gegenüber nachträglich sich einstellenden Härten die Kirche weniger „le-

galistisch“ sich verhalten kann und soll als früher. Die konkrete Praxis hat sich hier auch schon sehr verändert. Wenn es richtig ist, daß heute die „zweite“ Reife bei jungen Menschen sich verspätet, dann soll eben die Kirche diese jungen Menschen später weihen und das Studium bzw. die sonstigen Vorbereitungen auf das Priestertum entsprechend einrichten.

Aber entscheidend bleibt: Das Grausam-Harte und gerade so Großartige des Lebens gestattet keinen Dilettantismus des immer Vorläufigen und des Engagements „bis auf Widerruf“. Jede Wahl ist Entscheidung in eine unübersehbare und nicht durchgerechnete Zukunft; das gilt für Ehe, Beruf und in allen anderen wichtigen Entscheidungen des Lebens. Warum soll es hier nicht so sein? Warum soll der 28jährige, der 35jährige – wenn das das Weihealter sein soll – nicht wissen: Ich ergreife im Vertrauen auf das Evangelium eine Lebensgestalt, unwiderruflich; ich weiß nicht, durch welche Abgründe, Krisen, Niederlagen, Verzweiflungen, Einsamkeiten der Weg hindurchführt; es kann sein, daß – kaum ist die Entscheidung gefallen oder mit 40, 50, 60 Jahren noch – mir plötzlich die Frau begegnet, die mir als das letzte und einzige Glück des Lebens erscheint. Aber ich habe gewählt; ich werde gehen und ich werde zu meinem Ruf und Auftrag stehen, weil ich glaube, weil ich getreu sein will und weil die „Chimäre“ des ewigen Lebens und der Liebe Gottes, des Bekenntnisses zum Kreuz Christi eben gerade so bei mir (wie immer es bei anderen sein mag oder sogar sein soll) verwirklicht werden soll. Selbst Niederlagen in dieser Treue – genau wie in der Ehe – bestätigen die Würde dieser Treue, sie entbinden nicht von ihr als dem Sinnlosen. Es darf, es muß im Leben die Entscheidung im Sinne des Ein-für-Allemaal geben, die ins Unvorhergesehene führt und die nicht nach rückwärts revidiert werden darf. Ohne Glaube, ohne die Annahme der unbegreiflichen Torheit des Kreuzes, ohne Hoffnung wider alle Hoffnung, ohne blinden Abrahamsgehorsam und ohne Gebet geht es nicht. Sogar eine kluge, weise und nüchterne „Selbstmanipulation“ ist nötig, die sich das Leben nicht ungeschickt schwerer macht, als es unvermeidlich ist. Wer getragen werden will von der Gnade Gottes, ohne selbst nüchtern und fest alles von sich zu verlangen, der wird nie erfahren, daß auch die im voraus nicht erforschten Wege ins Unge- wisse eben doch ankommen.

Lieber Mitbruder, jetzt habe ich schon so lange dahergeredet und bin doch noch am Anfang. Haben Sie noch etwas Geduld. Das Eigentliche, was ich sagen wollte, kommt noch. Wir sollten, das ist meine Überzeugung, bei dieser Frage nicht im Abstrakten bleiben, sondern – jeder für sich nach dem *eigenen* Zölibat fragen, den „*je ich*“ schon übernommen habe. Es ist eine seltsame Geschichte: Wir reden dauernd über „den“ Zölibat im allge-

meinen, wir disputieren „in utramque partem“, wir schleppen tausend Erwägungen heran, wir sagen, daß „an sich“ das Priestertum nicht notwendig den Zölibat fordere, daß die Ehe eine wunderbare menschliche und dazu sehr heilige Sache sei, daß sie „an sich“ auch dem Priestertum dienen könne und so fort. Aber *wer* ist denn bei allem jeweils *gemeint*, wenn es darauf ankommt? Der konkret redende, schon geweihte Priester, der den Zölibat schon in freiem Entschluß auf sich genommen hat. *Der* ist gemeint, ob man das ausdrücklich weiß und zugibt oder nicht. Die Flucht ins Allgemeine und Abstrakte ist bei einer solchen Wirklichkeit falsch, gefährlich und verfehlt das Eigentliche. Solche Flucht verbirgt vieles: Die konkrete Berufung, die schon getroffene Entscheidung, die Einmaligkeit des Lebens, die Treue dazu. Ich und Sie haben im letzten nicht zu fragen: Wie verhält es sich mit dem Zölibat „an sich“, sondern: Wie steht es mit *meinem* Zölibat? Wir zwei haben nicht zu fragen: Kann man „an sich“ ein hervorragender, heiliger Priester sein in der Ehe, ist die Ehe „an sich“ groß und heilig, sondern: Wie steht es *mit mir*, dem Priester?

Die Antwort auf die allgemeine Frage – wie immer sie ausfällt – ist noch längst keine Antwort auf „meine“ Frage, die genau auf meine einmalige Existenz geht. Es ist für mich ein Ärgernis: Heute redet man an allen theologischen Straßenecken für Individualethik bis zur Situationsethik, von der Logik der individuellen Erkenntnis des je für mich Verpflichtenden, mag es auch sonst für gar niemanden anderen gelten; man betont mit Recht, daß das, was von den allgemeinen Normen des kirchlichen Sittengesetzes her möglich ist, noch längst nicht dadurch allein schon auch das je für mich Gemäße und u. U. Verpflichtende sei. Aber *hier*, in der Frage des je eigenen Zölibates läuft man plötzlich, so will mir scheinen, seiner eigenen einmaligen Eigentlichkeit davon und versteckt sich hinter abstrakten Theorien, als ob man nichts als nur deren beliebiger „Fall“ sei, und man setzt voraus, daß das, was in anderen „Fällen“ gut und selig sei, auch für „mich“ zutreffen müsse.

Kann aber „mein“ Zölibat anders „geklärt“ werden (alles Theoretische samt dem allgemeinen „Rat“ des Evangeliums vorausgesetzt) als durch das Gespräch mit Gott selbst, durch das Flehen zur Gnade Gottes, durch den Anruf, der sich vollzieht im blinden Wagnis darauf, daß diese Gnade da ist, durch das Gebet vor dem Gekreuzigten – fromme Worte sind mir sonst zuwider, aber hier *müssen* sie gesagt werden –, durch den betenden Kampf um die immer neue Bereitschaft zur Torheit und zum „Skandal“ des Evangeliums. Das alles geschieht im Wissen, daß es noch lange nicht ausgemacht ist, daß „ich“ das im Leben mir aneignen dürfe als ein fragiles Glück der Erde (auch der „Persönlichkeit“), was ein anderer in naiver Lebensfreude unschuldig, heilig und sogar als Gottes süßes Geschenk sich

zu eigen nimmt. Statt dessen – so kommt mir vor, und hoffentlich bin ich nicht ungerecht (über den je einzelnen Konkreten ist gar nicht geurteilt) – schleichen die vielen, aus denen die berühmten Abstimmungsprozente in dieser Frage sich bilden, an den Zäunen des kirchlichen Gesetzes entlang, schauen lebenshungrig hinüber und suchen, wo sich ein Tor findet oder neu auftut, um in die vermeintlich seligere Freiheit zu entkommen. Einmal haben sie, je jeder einmalig für sich, frei den Zölibat auf sich genommen und sie wußten, was sie taten; jetzt aber sind sie dabei, sich selbst zu verraten und ihre Entscheidung zu verdrängen. Sie wußten damals, als sie sich entschieden, in der von ihnen geforderten Weise und für die damalige Situation im rechten Maß („explizi“), wenigstens soviel, um das endgültige Wissen des Lebens auf dem Weg nach vorwärts finden zu können; nun aber scheinen sie es vergessen zu haben, kaum ohne ihre Schuld. Das Licht einer Erkenntnis bleibt einem ja vor allem in der *Tat* der *getreuen* Entscheidung, wenigstens in solchen Grundsituationen.

Ist es nicht auch bei einer Ehe so? Wenn ein Verheirateter in einer „Ehekrise“ anfängt, ins Allgemeine und Abstrakte zu flüchten, zu fragen, ob wirklich *jede* Ehe unauflöslich sei, ob er wirklich mit genügender personaler Freiheit seine eigene Ehe geschlossen habe, ob er nicht gute Gründe habe, sich unglücklich und frustriert zu empfinden, dann fängt er schon an, *seine*, die eigene, die je einmalige Ehe, die kein „Fall“ ist, zu verraten. Er wird es nicht zugeben, aber es ist so: Er subsumiert seine Ehe als „Fall“ unter das Allgemeine, das (gewiß) Mögliche, um *seiner* Ehe zu entkommen. Und alle „Evidenzen“ haben bei ihm ihr finsternes Licht aus der schweigend verhohlenen Vor-Entscheidung, die schon längst getroffen ist, auch wenn äußerlich sich nichts ändert.

Wie ist es aber mit dem Zölibat, wenn man *anders* fragt, wenn man nämlich betend und offen für die Torheit und das Skandalon des Evangeliums fragt, das die begreifen, denen es gegeben ist und die diese Gabe annehmen wollen? Wie steht es, wenn Sie und ich nach dem eigenen Zölibat fragen? Er ist ein Teil der *Tat* meines Glaubens. Nochmals: *meines* Glaubens, und es gehört gerade zu diesem eigenen Glauben, daß „den“ Glauben andere anders haben können. Was meine ich mit „meinem Glauben“? Die freie *Tat* des Lebens, die realisiert und bezeugt, daß *das* Leben, das Gott selbst ist, durch den *Tod* Christi und den eigenen hindurch zu uns kommt. So und nicht anders. Das bekennen wir als Christen. Das müssen wir leben, es frei und real – nicht bloß durch ideologisches Gerede – annehmen. Diese Annahme muß so sein, daß die wirkliche Lebens-tat, die je gerade mir aufgetragen ist, nochmals bekennt, daß auch die so getane Annahme den Geber nicht zur Gabe zwingt; diese *Tat* könnte ja auch anders sein und dies wird ja auch gewußt. Das ist sehr kurz und ab-

strakt gesagt, soll aber hier genügen. Ich baue auf Ihr Verständnis. Aber von hier aus ist es deutlich, was „ich“ tue, wenn ich den Zölibat auf mich nehme. Es ist ganz gleichgültig, ob „man“ diesen Glauben auch anders realisieren kann. Natürlich kann „man“ das, da jeder Christ es muß. Aber der Zölibat ist eine solche hoffende Realisation dieses Glaubens und er ist ein wesentliches Stück (natürlich nicht das Ganze!) „meines“ Glaubens. Ganz einfach: Ich lasse eine große, wunderbare Gabe dieses Lebens los, weil „ich“ an das ewige Leben glaube. Begreifen Sie: Es ist gerade *nicht* so, als ob der wahre Zölibat von einer untergründigen Sexualangst, von einem heimlichen Dualismus, von einer indirekten Herabwürdigung des Geschlechtlichen lebe. Gerade *wenn* und soweit die Erfahrung um das tiefe Geheimnis der Ehe eine lange Geschichte hat und darin vielleicht ihre personale Einmaligkeit und zwischenmenschliche Bedeutung – über alle Nachkommenschaft und wirtschaftliche Wichtigkeit hinaus – heute und in Zukunft deutlicher aufgeht, dann erscheint auch das wahre Wesen des Zölibats in seinem Tiefsten heller und hat sehr wohl eine Zukunft – freilich nur unter Christen, die an den Gekreuzigten glauben. Die wunderbare, unergründlich sanfte und milde Gabe des Lebens, die die Ehe ist, um die man weiß, die ein ganzes Leben immer neu als solche erfahren wird, wird gelassen in der glaubenden Hoffnung des ewigen Lebens, und gerade so, daß man weiß, daß dieses ewige Leben Geschenk bleibt, das Gott – nicht nur *diesem* „Ich“, sondern *allen* zu geben bereit ist. Torheit? Ja, die Torheit der Liebe zu Gott und der Glaube an den Tod, der allein *das* Leben gibt.

Wenn solche Worte nur als „frommes“ Gerede empfunden würden, dann wäre auch das Mysterium der Ehe selbst in Gefahr, verkannt zu werden. Auch sie würde absinken zur Garantie von bloß animalischer Triebbefriedigung – „*remedium concupiscentiae*“ hat man früher so schrecklich gesagt – und von ein wenig spießiger Nestwärme aus Egoismus zu zweit.

Fragen wir zwei (die Frage ist nicht an jedweden gestellt, aber an uns): Wenn „ich“ heiraten würde, wenn „ich“ die Wunde (ja, es ist eine!) zu heilen versuchte, wenn „ich“ alles erreichbare Glück des Lebens in diese Zeit hineinzwingen würde, damit davon ja nur nichts verloren geht, wäre „ich“ dann glaubender, hoffender, selbstlos liebender, nähme „ich“ dann Gott und das ewige Leben ernster, würde „ich“ dann Gott in der Einsamkeit des Gebetes eher etwas zu sagen haben? Würde ich jene „eschatologische“ Haltung besser realisieren, von der man so viel redet – wenn es ungefährlich ist? Viele könnten vielleicht mit „ja“ antworten, „ich“ nicht. Nicht weil „ich“ eine elitäre Ausnahmeerscheinung bin, sondern weil es mir gegeben, weil es mir auferlegt ist, weil ich es (warum dürfte ich das

Wort der Schrift nicht sagen?) „fasse“, weil ich von Gott „erfaßt“ bin, weil ich so in das Mysterium Christi hineingeborgen bin. Das heißt freilich nicht, daß solches in einem bloßen enthusiastischen Raptus geschieht, der über einen selbst einfach hinausreißt, sondern in der Gestalt redlicher, immer neu und geduldig sich abgerungener Treue, ohne die auch die „ideale“ Ehe eines ganzen Lebens nicht auskommt.

Sagen Sie doch selbst: Ist das heute im Klerus – unverhohlen oder im geheimen – umsichgreifende Verlangen nach der Ehe ein Zeichen des Glaubens, jenes Glaubens, der konkret und ernsthaft, als „Ärgernis“ und in „Torheit“ das wirkliche Leben an die Hoffnung des Glaubens wagt? Oder ist es ein Symptom der Glaubensschwäche, eines Glaubens, der auf jeden Fall denkt: „Was man hat, das hat man“? Ist es ein Glaube, den man zwar noch als ideologischen Überbau und Zusatz – und das aus Tradition – hinnimmt, der aber ja sich nicht anmaßen darf, das Leben selbst radikal umzubauen und von Grund auf zu revolutionieren, jenes Leben, so wie es auch ohne die Hoffnung des Glaubens sonst geführt wird?

Ich urteile über niemand, wenn ich diese Frage stelle, als über „mich“ selbst. Aber für „mich“ beantworte ich diese Frage mit einem eindeutigen Ja. Ich bin angefochten (natürlich bin ich das!), aber nicht erschüttert, wenn man mir triumphierend entgegenhält: Du machst ja Gott und sein ewiges Leben zum neidischen Konkurrenten dieses irdischen Lebens und seines Glückes, du bist eben doch ein „Dualist“, du machst Gottes- und Nächstenliebe zu Gegensätzlichem, wo sie doch eins sind. Es wird den meisten nicht faßbar (*χωρεῖν* heißt es Mt 19, 12) sein. Dennoch ist es aber wahr und für „mich“ gültig: Ich glaube dem Evangelium, das mich diesen *Weg der Liebe* (der Liebe, nicht der Frustration!) gehen heißt. Der Zölibat hat seine erschreckenden Gefahren der Lieblosigkeit, die im letzten die einzige Sünde ist, wie auch die Ehe ihre Gefahren hat, aber es ist einfach nicht wahr, daß der Zölibat nicht ein seliger (vgl. 1 Kor 7, 40) Weg der Liebe sein könne. Wenn Sie Ihr eigenes Leben, Ihre Seelsorge und Ihre priesterliche Erfahrung befragen, dann wissen Sie, daß das wahr ist, vorausgesetzt, daß die Liebe und nicht etwas anderes unter diesem Namen gemeint ist. Diese Antwort wird auch nicht dadurch entwertet, daß man „mir“ vorrechnet, Ehe und eheliche Liebe bräuchten „an sich“ keine Konkurrenz zu bilden für jene apostolische Liebe, in der ein Seelsorger als Bruder, als barmherziger Samaritan, als Apostel wie Paulus, als Jünger Jesu dem Nächsten dient. „An sich“ ist mit dem Glauben und seiner Hoffnung nichts unvereinbar – nur die Lieblosigkeit. Aber, wenn der Geist im Leben sich konkretisiert – und ohne das ist er Ideologie und Geschwätz – hat eben doch nicht alles Denkbare zugleich im engen Leben Platz, wie auch Paulus schon nüchtern gesehen hat (vgl. 1 Kor 7, 32–34). Das konkrete Leben hat

je seine einmalige „Mischung“, seinen „Kompromiß“. Es faßt nie alles auf einmal. Seine „Mischung“ ist von Gott verfügt. Auch der Ehelose „um des Himmelreiches willen“ lebt nicht nur aus Entsagung, Verzicht und Selbstlosigkeit allein. Eine andere Seite freilich ist nicht weniger wahr, von der nun die Rede sein muß. Jedes wahrhaft christliche Leben hat von sich her schon das Entsagen und die Selbstverleugnung (dieses für manche Ohren so entsetzliche Wort hat die Schrift erfunden!) bei sich und ist nicht nur der unschuldig reine „Genuß“ der Herrlichkeit dieses Lebens. Dieser Verzicht wird vom Christen nicht nur in unvermeidlichen und unerbittlichen Zwangssituationen abverlangt, sondern er muß allem zuvor solchem mutigen Entsagen frei entgegengehen, damit nicht bloß die beste Vorbereitung für die Stunden einfacher notwendiger Selbstverleugnung geschehe, sondern die Freiheit des eigenen notwendigen Todes glaubend und hoffend eingeübt werde. Setzen wir diese unbezweifelbaren Gegebenheiten christlicher Lehre und christlichen Lebens voraus, dann soll mir keiner sagen, daß der Zölibat als eine konkrete Weise dieser „Mischung“ keine legitime Gestalt des christlichen Lebens „für mich“ sei, höchstens ungesunden „Dualismus“ und Verkennung der Einheit von Gottes- und Nächstenliebe bedeute. Es ist einfach nicht wahr, für „mich“ nicht wahr, selbst wenn es eine „Individualwahrheit“ für viele andere ist.

Ich selbst bin mit diesem Brief unzufrieden. Er bringt nicht recht an den Tag, was es mit dem Geheimnis des Lassens der Ehe in glaubender Hoffnung und Liebe zu Gott (der mehr ist als eine aufwertende Chiffre für den Menschen) *und* zum Menschen wirklich ist. Aber vielleicht zeigt sich Ihnen das Gemeinte doch, das hinter den zugleich zu simplen *und* zu komplizierten Worten liegt. Vielleicht läßt sich von den einfachsten und abgründigen Dingen des Lebens – zumal wenn es in Christo „verborgen“ ist – nur durch solch ein stammelndes Kreisen um das Geheimnis reden.

Lesen Sie selbst die Schrift, beten Sie sich selbst immer aufs neue in die Nachfolgeworte Jesu hinein, stellen Sie sich selbst mit ihrer ganz konkreten Existenz vor das Kreuz Christi. Stellen Sie sich wirklich und offen dem Kreuz und dem Tod Ihres Herrn. Nehmen Sie die Einsamkeit an, die der Zölibat mit sich bringt. Haben Sie den unwahrscheinlichen Mut, immer neu um die Gnade des Verständnisses dieses Ihres Lebensweges zu bitten, auch wenn scheinbar das Herz so nicht beten will. Denken Sie nicht bloß an sich und ihr Glück, sondern zuerst an die anderen, denen Sie dienen sollen als Priester. Sagen Sie sich immer wieder, daß man erst langsam und in Geduld verstehend und weise werden muß für das, was man im Namen Gottes, in der Kraft des Gekreuzigten und im Vertrauen auf das Evangelium begonnen hat. Dann werden Sie immer mehr eingeweiht in das Mysterium

rium des Lebens aus dem Tod Christi. Dies Geheimnis ist ja in Ihrem Leben. Der Zölibat ist nur ein Stück davon. Fragen Sie sich noch schlichter bei einer solchen Betrachtung: Glaube *ich* (nicht die anderen) lebendig und unerbittlich an das ewige Leben? Vergegenwärtigen Sie sich dabei ruhig andere Lebensschicksale, andere Formen christlicher Existenz. Glaube ich so wie einer, der klaren Auges das blutige Martyrium auf sich nimmt? Glaube ich daran mit dem Glauben, den ich einem anderen zumute, wenn er mitten im Leben sich plötzlich unheilbar krebskrank weiß oder wenn er sich in seiner Liebe, die sein Leben war und ist, tödlich und endgültig verraten erfährt? Glaube ich wirklich so wie diese Menschen im Augenblick, wo ich gegen „meinen“ Zölibat zu protestieren beginne?

Aber kann „ich“ diese Frage anders stellen? Haben Sie noch nie, wenn Sie einem anderen, dem Einzelnen, so „gepredigt“ haben, mit Scham und heiliger Verzweiflung das Empfinden gehabt, Sie müßten auch Krebs haben, tödlich in ihrem Lebensglück getroffen sein, um glaubwürdig und hoffnungswegend zu predigen? Wir werden gewiß in einer solchen Situation nicht von unserem Zölibat reden. Auch wenn wir andere Wunden, die legitimieren, blutend und verschwiegen leiden, so ist doch vielleicht auch der Zölibat eine, die uns Mut macht, die Hoffnung des ewigen Lebens zu bezeugen. Vergessen Sie nicht: Es handelt sich da um ein Kapitel der Theologie, das nicht vom Katheder rasonierender Theologie her bewältigt wird, nicht im Gerede der Vielen, nicht im durchschnittlichen Unterhaltungsgerede eines Pfarrerkonvenients. Es bleibt ein Stück der knienden und der betenden Theologie. Ich hoffe, daß es diese unter uns Priestern noch gibt.

Ingrimmig wird heute von nicht wenigen Priestern für eine nahe oder fernere Zukunft vorhergesagt, daß die Kirche ihr Zölibatsgesetz aufgeben werde. Sie tue dies, genau so, wie sie vieles geändert habe, was vor ein paar Jahren unantastbar schien. Solche Leute fühlen sich unter den Bataillonen, die in die einzig wirkliche Zukunft marschieren. Sie empfinden sich dadurch als sehr gerechtfertigt und modern. Ob sie recht haben? Ob sie nicht vergessen, daß der wahre Nonkonformismus in der Treue zu einer heiligen Tradition von uralter, evangelischer Weisheit, im Schwimmen gegen den Strom, im Bekenntnis zur Torheit des Kreuzes bestehen kann? Ob sie genügend ernsthaft realisieren, daß es ein wahres Christentum nicht geben kann, wenn dieses nicht ein Nein sagen kann gegen das „Selbstverständliche“ dieser Welt, daß ein christlicher Nonkonformismus auch *konkret* – und nicht nur in allgemeinen Redensarten – das „*nolite conformari huic saeculo*“ leben muß?

Ich selbst bin kein Prophet. Ich gehe gelassen einer mir unbekanntem

Zukunft auch der Kirche entgegen (soweit da in meinem Alter überhaupt noch viel zu tun ist). Aber ich sage Ihnen offen ein Vierfaches:

*Erstens:* Ich wünsche und erwarte nicht, daß die Kirche für unsere abendländischen Räume ihr „Zölibatsgesetz“ ändert.

*Zweitens:* Sie mag seine Handhabung verbessern, nuancieren, die Erziehung der jungen Theologen auf ein echtes Verhältnis des Zölibats nicht durch bloße vage Empfehlungen, sondern durch konkrete Maßnahmen besser ausrichten.

*Drittens:* Sie muß großherzig in der Dispenspraxis sein, soweit es das Kirchenrechtliche angeht, das nie alles ist.

*Viertens:* Die Kirche mag *auch* im lateinischen Bereich schon verheirateten Männern ihr Priestertum geben, wie sie es da und dort in Einzelfällen schon tut. Vielleicht kann es heute oder morgen, wo sich alle Geistesräume und Kulturen ineinanderschieben, diesen Sonderfall öfter geben als früher. Ob das im nüchternen Alltag möglich ist, darüber habe nicht ich zu befinden. Im Konzil hat die Kirche so etwas für einen zweifachen Diakonat möglich gehalten. Aber ich hoffe, daß die Kirche den heiligen Mut behält, Priestern auch im Weltklerus den Zölibat zuzumuten.

Alle gelehrte Historie, die mir erzählt, *wie* der Zölibat in der lateinischen Kirche entstanden ist, *wie* dabei alles Mögliche an Christlichem, Griechischem, Menschlichem und Allzumenschlichem mitgewirkt hat, interessiert mich in *diesem* Zusammenhang herzlich wenig. Fast alles, was zum Christentum gehört, ist „geschichtlich“ geworden, mußte einmal erst zu sich selbst kommen, auch durch sehr menschliche Konstellationen in der Geschichte. Und es gehört, einmal erfaßt, doch zum ewigen Wesen des Christentums, behält zwar nach vorne immer noch seine weitere Geschichte, wird aber nicht zu einer „Mode“, die zu einem musealen Kabinettstück aus grauer Vorzeit zurücksinkt. Dazu aber gehört der Verzicht auf die Ehe „um des Himmelreiches willen“ als echte Möglichkeit eines Christen. Warum sollte die Kirche also nicht auch in Zukunft Priester gerade aus denen wählen, die sich mit Gottes Gnade trotz ihrer Schwachheit, in der sich Gottes Gnade mächtig erweist, zum Zölibat entschließen und *als solche* die Weihe empfangen? Die bergende Kraft, aus der heraus der Zölibat gelebt werden kann und muß, und das „Motiv“, das für die Kirche selbst für dieses „Gesetz“ im Vordergrund steht, müssen nicht identisch sein, obwohl beides nicht getrennt werden darf. Und so meine ich: Die Kirche tut recht daran, wenn sie auch den Zölibat will, damit wir nicht zu Beamten eines rituellen Betriebs degenerieren, sondern durch unser Leben bezeugen, wovon wir reden und was wir kultisch verrichten.

Ich höre den wilden Protest, der mir, wenn nicht schon oft vorher, entgegenhallt. Aber bitte: Verlangt nicht auch die Ostkirche von ihren

Bischöfen den Zölibat? Ist es der lateinischen Kirche verwehrt, den einfachen Priester in seiner Funktion, auch wenn sie „entmythologisiert“ wird, immer noch so ernst zu nehmen, daß sie von ihm dasselbe fordert wie dort von einem Bischof? Wir sind doch sonst nicht von einem besonders weiten Abstand zwischen Bischof und Priester überzeugt. Warum also plötzlich hier? Und dann der evangelische Pfarrer und das evangelische Pfarrhaus?! Ich hoffe, daß alle evangelischen Pfarrer vollendete „homines religiosi“ und lauterste Diener am Wort sind. Die Apologetik des Zölibats setzt nicht eine Anzweiflung solcher Hoffnung voraus. Aber dasselbe gilt auch umgekehrt, wenn verstanden wird, was ich über den Zölibat im allgemeinen und über die „Mischung“ im konkreten Leben vorhin gesagt habe, und wenn man auch ehrlich zur Kenntnis nimmt, was Roger Schutz, der Prior von Taizé, sagt: „Man ist überrascht zu entdecken, daß die Reformationskirchen jahrhundertlang um die biblischen Texte, die von der Ehelosigkeit handeln, eine Mauer des Schweigens errichtet haben“ (Dynamik des Vorläufigen. Freiburg 1967, S. 116).

Ein weiterer Grund ist noch zu erwägen: Die Ehe ist heute bei dem Zurücktretten ihrer wirtschaftlichen und klanhaften Funktionen zugunsten einer personalen Gemeinschaft und bei dem damit gegebenen Wegfallen vieler äußerer Stützen sehr gefährdet und fragil. Müßte ein Bischof vielleicht heute mit ebensovielen zerbrechenden Ehen unter jungen Priestern rechnen, wenn die Ehe den Priestern gewährt würde, wie er heute mit „Skandalen“ und Unglücken in seinem zölibatären Klerus zu rechnen hat? *Keine* Regelung kann in diesem Äon das zerrissene Dasein in Harmonie auflösen. Wenn Sie in Klaus Thomas (Handbuch der Selbstmordverhütung, Berlin 1964) hineinschauen, wird Ihnen diese Frage nicht so ganz abwegig vorkommen.

Sollen denn *wir* heute blind werden für diese Worte der Schrift, die den evangelischen Christen neu lebbar werden?

Aber ein anderes ist mir viel wichtiger. „Mein“ Zölibat ist nicht die Schranke, die das Kirchenrecht aufrichtet, sondern das in der Gnade Gottes frei Gewählte. Und das gilt nicht nur, weil ich eben Ordensmann bin, was ja auch in der Odyssee des Lebens zu einer bloß äußerlichen Pflicht absinken könnte, die es höchstens zu Ende zu leben gelte. Nein, nicht bloß darum. So kann auch ich *Sie* fragen: Was bedeutet denn letztlich diese kirchenrechtliche Frage und irgendwelche kanonistische Zukunftsprognose für Sie, wenn Sie Ihrem Leben und seinen Grundentschlüssen treu sind? Im Grunde nichts. Darf ich es simpel und brutal ausdrücken? Ich warte nicht auf die „Zukunft“ – wie jene Wasserspeierfigur am Freiburger Münster, eine alte Nonne, die ihren letzten Zahn zeigt, um zu beweisen, daß sie immer noch heiraten könne. Ich habe schon gewählt. Ich bleibe in der

Berufung, die meine ist. Ich bin Priester. Ich habe es nicht bereut. Non enim erubescio Evangelium (Röm 1, 16), will ich auch hier sagen.

Es wäre noch so viel zu sagen in diesem Brief, der gegen alle Absicht doch fast so etwas wie ein Traktat geworden ist. (Nein, er ist keiner, und Sie dürfen ihn nicht ablehnen, bloß weil über so vieles in diesem Thema nichts gesagt worden ist.) Es wäre noch etwas zu sagen über manche törichte Aussage unserer üblichen Schulmoraltheologie. Da wird oft legalistisch und weltfremd dahergeredet, was den echten und radikal ernstgenommenen Zölibat überflüssig und sinnlos erschwert, weil es den Menschen im Priester tatsächlich in eine tabuistische Geschlechtsangst hineinmanövriert. Es wäre zu sprechen vom Sinn, vom Wesen und von den Grenzen einer sehr individuellen Liebe, von einer echten geistigen Freundschaft zwischen einem Priester und einer Frau. Darüber läßt sich nur sehr diskret sprechen. Wie immer man das am besten nennen mag – es kommt ja auch in der Geschichte der Heiligen vor –, jedenfalls ist sie in manchen Abstufungen durchaus möglich. Ich muß Ihnen ja nicht erklären, daß das alles nicht plump mißverstanden oder als „Ausweg“ aufgefaßt werden darf. Es wäre vieles zur Soziologie des Zölibats zu sagen, die sich ebenso wie die der Ehe und mit ihr gewandelt hat. Es wäre vieles anzumerken über den Stil des priesterlichen Lebens, wie er heute sein sollte. Es wäre, soweit das durch Reden möglich ist, noch mehr Klarheit darüber und vor allem Mut zu schaffen, daß man eben nicht *alles* Schöne und Herrliche, das „an sich“ ist und auch je nur möglich wäre, zugleich in *ein* Leben hineinzwängen kann. Ein lebendig buntes, hungrig nach allem und jedem unbekümmert jagendes Leben ist nicht die einzige Art, in der ein Mensch seine Existenz und seinen Grund erfährt. Es wäre von all dem zu reden, was das II. Vatikanum vom Zeugnischarakter der evangelischen Räte und des priesterlichen Zölibats in der Kirche sagt, vielleicht in einer etwas betulich aszetischen Sprache, aber doch gläubig und evangelisch. Es wäre dann noch die *positive* Entsprechung zwischen Zölibat und Priestertum, die es gibt und die erfahren werden kann, deutlicher herausgekommen, als es in diesem Brief geschehen ist. Ja, es wäre noch sehr viel zu sagen. Für heute muß das genügen. Es geht nicht mehr.

Gott helfe Ihnen, lieber Mitbruder, und mir. Das Christentum ist immer noch eine höchst unmoderne Sache; auch in dem, worüber ich nun so lang zu schreiben versuchte. Gott sei Dank, daß es so ist. Gott gebe mir und Ihnen die Gnade, das zu begreifen.

Herzlich wie immer Ihr

Karl Rahner